

wieder, lächelnd und erleichtert, hinter dem Ursprung alles Zwiespalts. Die stürmischste Brandung ist Spiel und Liebkosung, wenn man moralisch nichts gegen den Wellengang einzuwenden hat. Man trinkt die weiche Luft wie Champagner. Das Blut schimmert durch die gebräunte Haut wie ein Erblühen von Zyklopen. Die Opuntien und Nopale ragen starr wie das Schaubild einer sudanesischen Kalenda. Myrten- und Jasminduft streicht sündig süß über die blonde Nacktheit. Schweißtriefend, verwirrt, dankbar und erlöst geht man ins „Flavio Gioia“ und trinkt Kaffee mit verständnisinnigen Seitenblicken auf Meer, Landschaft und Menschen.

*

Positano City liegt tief eingeschluchtet in einen Riß des Engelsberges. Wenn die Sonne untergeht, erlebt man symbolisch das Sterben, und man müßte sich dem Symbol zuliebe füglich schlafen legen. Da aber diese Prozedur zu mystisch wäre, geht man wieder ins „Flavio Gioia“ und frönt dem Unbewußten. Trunken ist die Sonne hinter Capri im weinroten Meer untergegangen. Dieses Symbol, ja, das haut in die Kerbe und hinter die Binde: Wein her, Don Giulio, Dämmerung übertrumpfen, Sonnensubstanz stapeln! Roter Colliwein, der, nach Brate Semenoffs klassischem Ausdruck, wie Christus in Samthosen durch die Kehle schlüpft. Colliwein und Taralli, die kleinen steinharten Brezeln sowie ein neues Spiel neapolitanischer Karten für die abendliche Meisterpartie Scopone. Donna Carolina, die schöne Mutter Giulios, soll die Fische braten: wer verliert, zahlt das Gelage. Alles, was da ist, kiebitzt militant und macht den am Mogeln behinderten Spielern bedeutsame Zeichen. Erlesene neapolitanische Schimpfworte und erotische Andeutungen, auf Partner, Gegenspieler und den katholischen Olymp gemünzt, erhöhen die Würde des Spiels. Die Zeremonie des Essens durchdringt aber plötzlich den Plan des Hasards. Nebenan wird getanzt. Valencia. Eine deutsche Aristokratin zieht Schuhe und Strümpfe aus, um den Camorristen, der bloßfüßig mit ihr stept, nicht durch Markierung von Standesunterschieden zu beleidigen. Hatzfeld quirlt mit dem Mittelfinger im Champagnerkelch. Ernst Bloch atmet schwer und unphilosophisch in einer dunklen Ecke. Martin Wolff, der Bannerträger askonetanischer Malerei und Rhythmik, katechisiert Carlo Mense und Seewald, die im Duett singen: „Mei Ruh will i' hab'n“. Else Rühel wippt mit dem Barbier ihres Herzens über die Leichen sonstiger Anbeter hinweg. Die Fischerjungen tanzen maßvoll wie Götter, warm wie Tiere. Karli Sohn sucht seine Hemmungen durch Alkohol und scharfes Nachdenken zu überwinden: er schüttelt den Kopf, es gelingt ihm nicht. Otto Rethel verteilt zynisch und rationell Macedonia-Zigaretten. Turiner Vermouth muß fortwährend aus großen Weingläsern getrunken werden, bis man reif ist für die Klappe.

Draußen scheint der Mond übertrieben selenisch in die orientalische Nacht hinein. Schwankend brechen die Honoratioren des Dorfes auf. Der doppeldicke Don Pertusillo, Löchlein benamst, agiert Tarantellaschrittchen und beklagt seine „hurenhafte Kurzsichtigkeit“, die es ihm nicht mehr erlaubt, beim Austeilen die Karten auf der Rückseite zu erkennen. Mit Stallaternen versehen, machen sich die deutschen Maler und Schriftsteller auf den Weg und steigen